

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 38 (1948)
Heft: 26

Artikel: Heilige Berge [Schluss]
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

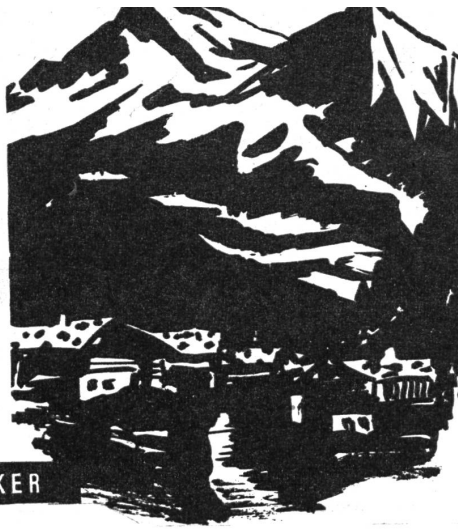
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heilige Berge



EIN ALPENROMAN VON GUSTAV RENKER

(Schluss)

Da schwoil es langsam an, bittend, flehend, trotzig und verlangend.

"Prophet! Prophet von Maria-Schnee! Geh nicht von uns! Prophet! Prophet!"

Aus den Felswänden kam das Echo wie eine dumpfe Klage.

Arme flogen empor, schienen nach der Hütte greifen zu wollen.

Und langsam schob sich die hundertköpfige Menge nach vorne, der Hütte zu, immer lauter toste der Ruf durch die Morgenstille der Berge.

Der Alte stand hochaufgerichtet am Fenster und Tränen rannen über die blassen Wangen herab, die in den Krankheits-tagen stark eingefallen waren.

Zitternd hob er beide Arme aus, streckte sie weithin, der rufenden Menge entgegen.

"Ihr Lieben! Ihr meine lieben, lieben Menschen!"

Die Worte klangen stark und mächtig über die Wiese.

Dann taumelte er, griff mit den Händen ins Leere und sank in den Lehnstuhl zurück.

Lauener und Lehner fingen ihn auf. Die Hand des Ingenieurs fuhr unter dem Hemde nach der Brust.

"Es ist vorbei! Sein Wille war rascher als das Morphinum."

Von neuem erschollen vor der Hütte die klagenden Rufe.

Lauener trat vor die Tür und sprach einige Worte.

Eine wogende, langsame Bewegung kam in die Menge, die Hütte der Männer verschwanden, die Frauen neigten das Haupt.

Das Volk von Almatten kniete auf der taugesegneten Bergweide und betete.

Auf dem Gipfel des Schneewinkelhornes zuckte ein Funke auf, aus ihm wuchs eine Flamme empor und der Morgen stieg feierlich in die müden Täler nieder.

In der Alphütte von Maria-Schnee brannte das Feuer im Herde. Sonst nichts, denn die Lampe hatte Walter Lauener ausgelöscht, nachdem das Nachtessen verzehrt und der übliche Hüttentee getrunken war.

Das Türchen des Herdes stand offen, und von dem Gluthaufen, der nach krachend wehender Flamme übriggeblieben war, fürchte eine lange, gerade Lichtstrasse wie ein rot leuchtender Kristall

durch das Dunkel der Hütte. An den Wänden gab es zart schimmernden Widerschein und hie und da, wenn eines der verglühenden Holzscheite zusammenbrach, huschten zuckende Schatten über die Diele. In der mattweißen Schirmhalbkugel der Lampe lag der Abglanz des Feuers besonders stark, so dass es aussah, als ob eine geheimnisvoll glühende Kugel schwerelos im finstern Raume schwebte.

Lauener und Lehner hatten Decken auf den Boden vor dem Ofen gebreitet und lagen nun, der Länge nach ausgestreckt, die Köpfe in die Fäuste gestützt, da, sogen an ihren Pfeifen und starrten in die Glut.

Laueners bewegliche Phantasie sah in der unstill flimmernden Glut allerlei Figuren und Gestalten - die Mutter hatte ihm als Kind von dem Feuermännchen erzählt, das im warmen Ofen sein freundliches Wesen treibe, und ohne sein Wollen führte ihn diese Erinnerung in längst vergangene Zeiten.

Lehner schien der Gegenwart näher zu sein, denn plötzlich sagte er, ohne dabei die Augen vom Feuer zu wenden:

"In der Gleckbodenhütte - da lasse ich auch einen geschlossenen Herd bauen wie diesen. 's ist heimeliger als die offenen Feuer, die alles verstimmen."

"Wird die Hütte bald fertig?"

"In vierzehn Tagen - gerade recht, bevor der erste Schnee kommt. Ist schneller gegangen mit dem Bau, weil ich doch das Geld hatte. Die zweihundert Franken vom Hirten."

Lauener nickte und starrte wieder in das Feuer. Von neuem lugte das Feuermännli zwischen den Glutballen hervor und begann seinen kreisenden Flammmentanz, dass das brennrote Spitzbärtlein wie eine Fahne flatterte.

"Wo er's etwa haben mag?" begann Lehner nachdenklich, als spräche er zu sich selbst.

"Wer? Was?" fuhr Walter auf.

"Jenu! Der Alte! Die Schrift, die alles erzählt. Weisst, ich bin gwundrig wie ein Schulmeißl von zehn Jahren."

"Muss es denn gerade eine Schrift sein, Hans?" fragte Walter gewichtig.

Der Mattnerbauer starrte ihn mit offenem Munde an.

"Je! Hörst du! Wenn einer tot ist und vor seinem Versterben sagt, er würde

noch einmal zu uns sprechen, dann muss er wohl irgendwo eine Schrift versteckt haben. Denn Gespenster gibt's keine."

"Man sollte es denken. Aber ich bin in der letzten Zeit daran irre geworden. Wir haben doch alles durchsucht, die Hütte von oberst zu unterst gekehrt. Wir drei, du, die Rita und ich. Und nichts gefunden. Nichts Geschriebenes. Selbst in den Büchern war dort, wo man sonst seinen Namen einzutragen pflegt, eine herausgeschnittene Stelle. Der alte Mann hatte wohl den Wunsch, alle Brücken zu einer schweren, dunklen Vergangenheit zu brechen. Und vielleicht ist das gut so; vielleicht hat sein früheres Leben Schatten, die uns nie mehr von seinem Bilde weichen würden."

"Daran habe ich auch schon gedacht, aber es ist mir endlich doch eine andere Ansicht gekommen. Kann sein, dass auf dem Leben des Mannes etwas Schweres liegt, etwas, das unter anderen Umständen nie getilgt werden kann. Aber wir alle wissen, wie rein und gross seine letzten Jahre waren. Und nun denke ich, dass er es so gewollt hat: einmal werden wir wissen, was er früher war; vielleicht werden wir von einer grossen Schuld erfahren. Und da soll sich unsere Liebe zu ihm im Verzeihen bewähren. Deshalb meine ich, dass wir einmal aufgeschrieben finden werden, wer der Alte von Maria-Schnee war."

"Du willst immer Handgreifliches und Tatsächliches. Vielleicht meint er dieses Wiederfinden nur symbolisch, etwa in einer Blume, in einem klaren Sonnentag."

"Das verstehe ich nicht, was du da finden willst. Aber ich erwarte Tatsächliches. Das ist so Bauernsinn!"

Er paffte etliche Züge aus seiner Pfeife und schien strenge nachzudenken. Endlich begann er wieder:

"Ueber eins aber komme ich nicht hinaus. Warum sollen wir urteilen, wir? Und dabei sah er damals gerade mich so seltsam an. Ich nehme den Fall, der Alte war in seinen jungen Tagen ein unruhiger Geist. Sagen wir einer von jenen, die eine Neuordnung in die Welt bringen wollen und dabei Altes im Blut ersticken. Vielleicht ein Revolutionsfanatiker, der Unschuldige hinrichten liess." Walter lachte auf. "So sah er doch nicht aus!"

"Gewiss nicht!" sagte Lehner hartnäckig. "Aber ein gemeines Verbrechen hat er auch nicht begangen. Der nicht! Der kann Fanatiker gewesen sein, nie aber ein Schuft. Ich meine das ja auch nur beispielsweise, weil man jetzt so viel von den Mordtaten der Bolschewisten liest. Aber - sei's, wie es wolle, über solche uns fern liegende Sachen können wir, denen er nie anders als Gutes tat, nicht urteilen. Wir würden zumindest nicht unparteiisch urteilen. Daran muss ich oft denken, wenn ich mich an seine Worte erinnere und an den seltsamen Blick, der mich dabei traf."

"Da hast du recht, Hans. Aber über Vermutungen kommen wir bei der Sache nicht hinweg."

Das Feuer war allmählich ganz zusammenengesunken und bereits verhüllte eine

feine Aschenschicht die Glut. Es war nun fast ganz dunkel im Zimmer.

Walter erhob sich. "Wollen wir noch nach dem Wetter sehen?"

Sie tasteten sich zur Tür und traten ins Freie.

Die klare, sternflimmernde Herbstnacht lag über den Bergen.

Die Stille war ohnegleichen, eine wundervolle, schlaftrunkene Erstarrung der ganzen, ungeheuren Weite.

Nur einmal knatterte es wie ein Peitschenschlag in das Schweigen, ein helles Krachen und Rauschen, dann ein dumpfer Knall.

Von den Felsen des Schneewinkelhornes war ein Stein auf den Geröllboden gestürzt.

"Soll das eine Warnung sein?" fragte Lauener leise.

"Unsinn! Warum soll der Stein nicht herunter, wenn es ihm oben nicht mehr passt?"

"Ob wir es zwingen werden?"

Lehner antwortete nicht. Als sich Walter zu ihm wandte, sah er sein Gesicht nicht dem Schneewinkelhorn zugewandt, sondern in die Tiefe gerichtet, wo wie ein zarter Hauch von Gold die Lichter von Alpmatten glänzten.

"Ja!" sagte Lehner. "Dort unten ist die Lydia und trägt mein Kind in sich. Dort ist mein Acker, mein Feld, dort bin ich selbst. Es ist nicht mehr so wie früher, Walter! Wenn wir morgen mit dem Schneewinkelhorn kämpfen werden, dann werde ich der sein, der früher mit dir in die Berge zog. Aber ein wenig Sehnsucht nach unten wird dann doch in mir sein. Ganz in den Bergen leben, können doch nur die, welche keine Heimat haben. Der Alte von Maria-Schnee war wohl so einer. Wir werden immer wieder in die Berge gehen, du und ich, aber die freien Sturmzüge werden wir nicht mehr sein. Was da unten auf mich wartet, das ist vielleicht noch grösser als die Berge - das Kind, das mir die Lydia gibt! So ein kleines Wesen, blöde und blind wie ein Tier, und ist stärker als das Schneewinkelhorn und all die grossen Berge."

"Da bin ich den Bergen treuer. Rita und ich wollen nach der Hochzeit sogar hieher auf die Hütte. Und wenn bis dahin der Winter noch nicht eingezogen ist, will ich sie auch auf das Schneewinkelhorn führen - falls es uns morgen gelingt."

"Das verstehe ich wohl. Du arbeitest mit dem Kopfe und am Schreibtisch und hast doch den Drang nach der grossen Natur in dir. Da werden dir die Berge immer stark bleiben. Aber ich bin Bauer, und wenn ich über den Acker gehe, wird mein Kind hinter mir herspringen und nach schönen Unkrautblumen suchen. Siehst du oben über Täler und Berge in die Ferne, sehe ich unten in die stillen, tiefen Geheimnisse der Erde. Kannst du sagen, dass eines von beiden mehr wert sei? Ich meine, sie gehören doch beide zusammen, und dass wir, du und ich, das wissen, macht uns reich." -

Der nächste Morgen hob sich klar aus dem grauen Bette der Dämmerung.

Auf den herbstlich vergilbten Blüten

und Gräsern lag der Reif wie silberdurchwirkter, spinnwebfeiner Samt.

Die Tiefe aber war den beiden vermüllt, die über die Geröllhalde gegen die Wände des Schneewinkelhornes anstiegen.

Wie ein Meer von erstarrten, wollweisen Wellen und Brandungen lag der Nebel über den Tälern. Sonnenvergoldete Inseln aus frühtagsrotem Stein und lichtsprühenden Gletschern ragten daraus hervor, über ihnen die türkisblaue Schale des Himmels.

Sie stiegen durch eine der Schluchten auf das grosse Geröllband, das sich diademartig um den Berg schlang. Nichts rührte sich in der versteinigerten, atemlosen Welt der Höhen. Der Morgenfrost band selbst jene kleineren und grösseren Steine, die lose im Gefüge hängen und bei grösserer Wärme so leicht den wirbelnden Flug in die Tiefe nehmen.

Auf dem Geröllband schritten sie eben aus hin, stets überdacht von gewaltig überhängenden Wänden. Nur einmal öffnete sich eine schmale Schlucht, die, schneerfüllt, etwa hundert Meter emporzog, dann aber von glatten, feuchtglänzenden Mauern abgeschlossen wurde.

Lauener blieb stehen und wies mit dem Pickel nach oben.

"Da muss es gewesen sein!"

Er stieg etliche Meter empor. Aus einer kleinen Nische am Schluchtrand schimmerte etwas Weisses. Lauener hob es auf; ein zerknülltes, steif gefrorenes Taschentuch, in dessen Ecke zwei ineinander verschlungene Buchstaben gestickt waren. R.S. las er.

"Rita Salta - es ist noch aus ihrer Mädchenzeit, vielleicht hat noch ihre Mutter das Tüchlein genäht."

Und er steckte es zu sich, um es der zu bringen, die unten im Hause der trefflichen Frau Mattner des Tages harrte, da er sie in ihr neues Heim führen würde.

"Weiter! Weiter!" drängte Lehner. Die alte Berglust war über ihn gekommen. Der da stand, war nicht der besinnliche, sichere Mattnerbauer, sondern der Holzknecht aus dem Rauhwald, vor dessen Fäusten einmal allsonntäglich einer der grossen, schweigenden Eiskönige von Alpmatten gefallen war.

Sie gingen das Band entlang, hoch über nebelwallenden Tiefen im jungen Lichte, das zitternd und funkelnd auf allen Zacken lag.

Ein dunkler Kamin riss durch die Wand, als hätte der Blitz den ewigkeitsalten Stein gespalten.

Noch etliche Schritte gingen sie auf dem Bande bis zu einer vorspringenden Kanzel. Von dort aus sahen sie, dass das Band schmaler wurde und endlich unter wulstigen Ueberhängen gänzlich verschwand. Hier ging es nicht weiter.

Also kehrten sie zum Kamin zurück.

"Die Arbeit fängt an", sagte Lehner und entrollte das Seil. Einen der Rucksäcke liessen sie zurück und nahmen im zweiten nur einige Lebensmittel mit.

Lehner schwang sich über die erste, ziemlich glatte Sture des Kamines empor und begann dann in diesem langsam und sicher zur Höhe zu klettern. Seine

Bewegungen waren schwer und wuchtig, er schlug förmlich nach den Griffen, um sie dann eisenhart in der Faust zu halten.

Langsam rollte das Seil ab, stockte, glitt wieder einige Meter und hing dann schlaff, nur lässig pendelnd, aus der Höhe nieder.

Lauener folgte, schmiegsam und behender als Lehner, über schwierige Stellen rascher hinweggleitend.

Der Kamin wurde breiter und neigte sich etwas, hatte stellenweise feinkörnigen Geröllboden und lief endlich in eine Mulde aus, über der sich gelbrote Wände vordachten.

"Schluss!" sagte Lauener. "Da geht's auch nicht."

Hans antwortete nicht. Er verschmaufte einige Minuten und liess die Augen nach rechts und links wandern. Dann schritt er geradeaus, ohne Zögern, der rechten Ecke des Geröllplatzes zu.

Dort setzte ein Band an, das schräg aufwärts führte. Es war schmal und hing über der abgründig dämmerigen Tiefe, aber Füsse und Hände fanden stets guten Halt. Gleich dem Kamin war auch dieser Quergang an der lotrechten Stirn des Berges kein Weg für Ungeübte und Nervenschwache, bot aber dennoch keine Schwierigkeiten übertriebener Art.

Auf einer Felskanzel sassens sie dann eine Weile, liessen die Beine in die Tiefe baumeln und sahen über das endlose Nebelmeer hin, das sich jetzt in langsam wallender Bewegung befand. Die Sonne drang durch die flaumige Schicht, riss hie und da einen Fetzen auf und streichelte mit ihren Licht Händen über ruhige Wälder und herbstbraune Wiesen.

Der Berg hob sich nun wie ein steiles, schieferglattes Kirchendach auf, doch fanden sich in den riesigen Plattenhängen überall Risse und Nischen, die ein Vorwärtskommen erlaubten.

Nun silberte Firm heran, eine scharfe blau blitzende Eisschneide, die sich wie ein Helm zum Gipfel erhob.

Laueners Eisaxt frass sich in den Firn, krachend splitterte es aus den Stufen, sprühte auf und glitt mit leisem, töckischem Rauschen in die Tiefe.

Die Eiskante ward zum Hang, der Hang zur Fläche.

Vor ihnen ragte der einsame Gipfel in den Himmel, eine kleine Steinkrone, die sich über den Schnee erhob.

In ihrer Mitte eine Mulde aus glattem Fels wie ein Kessel, auf dessen Felsplatten die Sonne in erwachender Kraft glühte.

Hans Lehner und Walter Lauener starrten auf der höchsten Spitze des Schneewinkelhornes.

Standen dort Hand in Hand, und das grosse Schweigen war um sie.

Noch schloss der Nebel die Täler von den Höhen, aber aus seiner weiten, weissen Fläche hoben sich die Berge nah und fern in die Entrücktheit des Sonnenreiches auf.

"Wir sind oben!" sagte Walter endlich leise.

"Auf dem Schneewinkelhorn!" In Lehnerts Stimme klang das wie Glockenläuten.

Und wieder das grosse Schweigen!

Endlich löste Lehner seine Hand aus der des Freundes und legte den Rucksack ab.

"Hier bleiben wir bis in den späten Nachmittag, der Abstieg ist ja nicht schwer", sagte er und legte sich auf die sonnenüberfluteten Steinplatten.

Aber rasch sprang er wieder auf und ergriff Walters Arm.

"Dort! Schau hin!"

Am Rande der Steinplatte, in einer Nische der natürlichen Mauer, waren etliche Felsbrocken übereinandergeschichtet, ganz seltsam und wie von Menschenhänden gelegt. Und zwischen den Fugen der Steine schimmerte etwas metallisch, fahl glänzend, hervor.

Sie rissen die Steine auseinander - da lag eine stellenweise etwas rostige Blechbüchse.

"Wir sind nicht die ersten!"

"Jemand war schon da."

Und plötzlich schrie Hans auf. "Er!" Walter verstand ihn sofort.

Er riss den Deckel von der Blechbüchse. Ein schmales, blaues Heft lag darin, etwas feucht und aufgetrieben, an den Rändern zerrissen. Es musste schon manches Jahr hier oben liegen.

Langsam gingen sie zur Steinplatte zurück. Walter hatte das Heft rasch aufgeschlagen wollen, doch Lehner hatte es ihm aus der Hand genommen.

"Wir müssen das beide in Ruhe lesen."

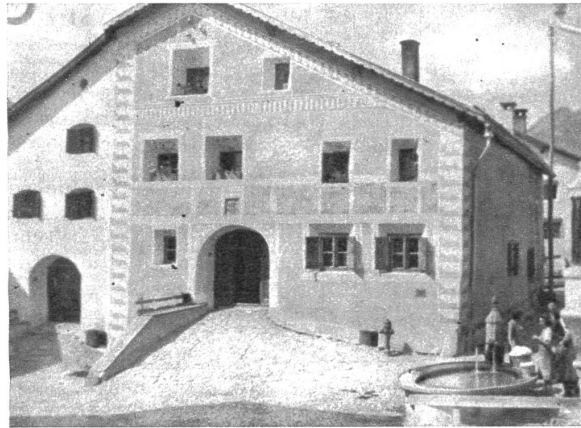
Also sassen sie nun wieder auf der Steinplatte und blickten zögernd, fast ängstlich auf die erste Seite, auf der in ausgewaschener Bleistiftschrift eine Reihe unregelmässig geschichteter Zeilen standen.

Körper an Körper geschmiegt sassen sie da und lasen, während die Sonne langsam zur Höhe des Tages stieg.

Das vergilbte Buch aber begann am 6. Juli eines Jahres, das an die zwölf Winter hinter der Gegenwart lag, und führte durch Zeiten, die einmal waren, bis zu dem Tage, da der Alte von Maria-Schnee Rita Feltrinelli allein in der Hütte liess. Und die beiden, hoch über allem Geschehen der morgenerwachenden Erde, gingen durch die Seiten des Buches wie durch ein langes, leidvolles Leben:

"Es ist noch keiner vor mir auf dem Gipfel dieses Berges gestanden, und auch ich habe nicht vermerkt, dass ich hier aus dem Becher der Einsamkeit trinken werde. Ich habe ein Gottesgericht angerufen und das Urteil erwartet, ob ich noch leben soll. Da ist mir hier an einem schönen Frühlingsmorgen ein lautes Ja geworden. So will ich weiter meinen Weg gehen und werde nicht wissen, wo ich je Ruhe finden kann. Ich werde wohl kaum jemals wieder auf diesen Gipfel kommen, denn meine Wege führen weiter, ins Unge- wisse, Nebelgraue. Und es werden nach mir Menschen kommen, die den Weg zu dieser Spitze finden werden, und denen ein vermorschtes, altes Heft im Steingemäuer sagen wird, dass hier vor ihnen ein Mensch war. Kein Sieger über einen gewaltigen Berg, sondern ein Flehender und Suchender. Ja, einer, der in diesen Wänden das Letzte gesucht hat, weil er dachte, der unbezwungene, reine Berg würde ihn, den Befleckten in die Tiefe

Engadiner Häuser



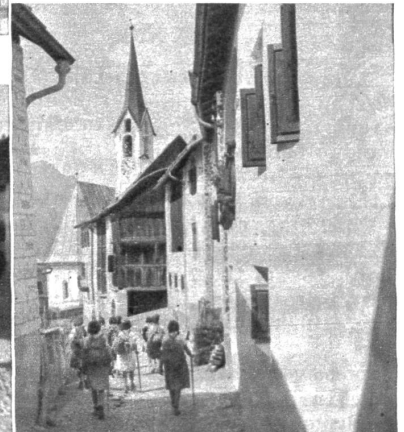
Haus in Guarda



Dorfplatz in Schuls

Landschaften charakterisieren sich nicht nur durch ihre geographische Gestalt, Menschen, Häuser, Bebauung geben ihnen Ausdruck, Inhalt und Leben. Wie sehr aber das gesamte Dasein der Bewohner einer Landschaft und mit ihm ihr Wohnen, ihre Baukunst, ihre Beschäftigung von ihrer geographisch bedingten Umwelt abhängen, wird einem erst so recht bewusst, wenn wir einige Zeit in einem Lande selbst zugebracht haben.

Auf kleinem Raum lehrt uns schon die Schweiz, solchen Gedankengängen zu folgen; denn wie verschieden sind doch die Siedlungen und Häuser im Jura von denen des Wallis, der Ber-



Guarda - Strassen mit prächtigen, alten Bündner Häusern

stossen. Nun aber lebe ich und in der grenzenlosen Einsamkeit, die um mich ist, zittert sogar etwas wie Glück in mir. Ihr, die ihr nach mir kommt, werdet noch glücklicher sein, denn ihr seid frei. Und ein Gebundener grüsst euch!

Ein Jahr darauf am gleichen Tag. Dass ich noch einmal hier stehen würde, hätte ich nicht gedacht. Da war aber, als ich damals talwärts schritt, eine alte, verfallene Hütte an meinem Wege. Aus der Tiefe drangen Herdenglocken - Menschliches war weit unter mir. Nur Blumen und Gräser um mich und unter der Felswand ein singender Quell. Mir aber war mit einmal, als ob hier mein Wandern ein Ende finden müsste. Hier in diesem Winkel, den seit Jahren kein Hirte mehr besuchte, der hart unter den jähren Wänden des Berges liegt. Wie ein totwundes, wildes Tier verkroch ich mich in diesen Winkel, den die Leute die Alp von Maria-Schnee nennen. Hier kann ich mir und anderen nicht schaden. Und meine Hütte wuchs dort aus zerfallenem Gemäuer ehemaliger Hirtenstätte auf. Also kam ich zum zweitenmal auf das Schneewinkelhorn. - - -

Wieder nach Jahresfrist, und so will ich es fürder halten. Einmal im Jahre, an einem Tage, da der Sommer am lebendigsten strahlt, will ich auf diesen Berg steigen. Nicht aus kecker Lust am Wagen, das für mich keines ist, weil mir

der einzig mögliche Weg schon wohlbekannt ist. Demütig und still will ich alljährlich zu dieser Höhe kommen, die mein Altar ist, auf dem ich mit mir rechte und meinem Gotte Rechenschaft über mein Tun geben will. - - -

Viertes Jahr. Im Schneesturm habe ich diesmal den Weg heraufgefunden. Meine Zeit in der Einsamkeit ist unbegrenzt gleich der duftblauen Ferne um den Bergen; auch gewitterte es schon, als ich von der Hütte fortging. Und dennoch schritt ich den altervertrauten Pfad zur Spitze. Nicht in frechem Wagen und Uebermut. Es sind aber wieder harte Tage gewesen, in denen die Last vergangener

Zeiten schwer auf mir lag. Ich habe jemand wiedergesehen, einen aus früheren Tagen, an dem ich zum Verbrecher wurde. Er wusste nichts von mir und konnte keine Brücke zwischen dem Sonderling von Maria-Schnee und dem Dämon seiner Jugend finden. Er nahte mir wie alle des Tales mit Scheu und Aberglauben, doch sein Bild rief ein Furchtbares meines Lebens wach. Und die Schuld wuchs wieder empor und mit ihr die Frage, ob dieses mein Leben noch Wert und Zweck habe. Ich wurde wieder mitlos wie früher so oft. Zwei Tage nach dieser Begegnung sass ich in meiner Hütte und die Einsamkeit der tausendfach belebten Natur, die in diesen Jahren allmählich neue Kräfte in



Dorfstrasse in Schuls

ner Bauernhof vom Thurgauer Haus!

Besonders ausdrucksvoll aber ist das Engadiner Haus. Zwar wecken sie uns auf den ersten Blick nicht Ueberlegungen geographischer Natur. Was uns bestrickt und beeindruckt ist vielmehr das Künstlerische, Architektonische. Wir bewundern die unbestechliche Zweckmässigkeit, die selbstverständliche Sicherheit, mit der der Baumeister die Häuser in ihre Umgebung gestellt hat. Sei es in einer Dorfstrasse, sei es auf dem Dorfplatz mit mächtigem Brunnen: das Engadiner Haus steht, als wie für die Ewigkeit gebaut mit schön gezierten Fenstern, mit geschmackvoller Wandmalerei, mit zierlichen und doch fest gefügten Erkern. Schuls und Guarda im Unterengadin sind weit herum bekannte Orte, nicht zuletzt ihrer schönen Häuser wegen. Es lohnt sich, zu ihnen zu wandern! —e—

mich gegossen hatte, war mir tot. Da kam am dritten Tag der Schneesturm, und ich wusste, dass ihn mir Gott gesandt hatte. In seinem Toben fand ich den Weg zur Spitze und fühlte wieder, dass ich lebe, leben muss! Warum? Das allerdings weiss ich nicht. Der Schnee ist bis zu den Wiesen hinab gefallen — morgen kommt die Sonne und es ist wieder sommersgrün. Und in mir?

Fünftes Jahr. Wertlos bin ich gewesen und als Mikrobe durch Hunderttausende gleicher getaumelt, trug aber stets den eigenwilligen, hoffärtigen Ich-Gott in mir wie die Hunderttausende. Die Einsamkeit schleift alles Kantige und entgöttert das stolze Ich. Noch bin ich Gast in dem weiten Reich, aber nicht mehr fremd. Der Schnee die scheue Gemse, der lobpreisende Bergfink im Sommermorgenglanz und die stille Blume an der Felswand sind weiter als ich. Sie gehörten seit Ewigkeit in den Tempel, dessen Schleier ich nun zaghaft hebe. War die Ursünde wirklich so gross, dass die Menschheit gestraft werden musste, abseits von der Reinheit alles Geschaffenen zu stehen? Und ist die Sehnsucht, unser einziger Stab auf dem Wege zurück, stark genug, um uns zu führen?

Sechstes Jahr, am 2. August. Mir ist Grosses widerfahren. Ein Volk kam gestern zu mir Armen, um mein Wort zu hören. Ich stand unter ihnen und sprach —

ich weiss heute nicht mehr wovon. Mein Blick fiel auf eine Blüte in der Wiese, und ich sprach von ihr, ich sah die Berge, und ich verkündete von ihnen, eine Wolke zerpfückte der Morgenwind, und mein Wort ward aus ihr geboren. Und die Hunderte hörten zu, obzwar sie reiner und erdnäher sind als ich, denn sie bauen den Acker und streuen die Saat.

Mir ist Grosses widerfahren!

Siebentes Jahr, am gleichen Tage. Sie kamen gestern wieder zu mir und wollen es jedes Jahr so halten. Aber ein Seltsames erfuhr ich durch einen Zufall, durch ein Gespräch zweier Männer in meiner Nähe. Man nennt mich zu Alpmatten den Prophet. Den Propheten von Maria-Schnee! Bin ich das, ich, der ich meine Eigenheit, mein Menschliches hier verliere, der ich langsam wieder eintauche in das grosse Meer, aus dem mein Geschlecht vor Jahrmillionen gestiegen ist? Prophet — das ist Verkündiger, Weissager einer grossen, gewaltigen Wahrheit. Weht ein Hauch von ihr auch durch meine Worte, die ich über die Schar derer von Alpmatten hinspreche.

Achtes Jahr. Es ist Nebel um den Berg und aus den Zacken des Grates wachsen im düsteren Wolkentreiben Gestalten empor, werden lebendig, recken die Hände und tragen wehende Schleiergewande. Die Stille lastet schwer um mich, so schwer, dass ich das Blut sausen höre, das durch meine Schläfen fliesst. Und doch leben die geheimnisvoll erwachten Gestalten, schweben heran und versinken wieder in die Tiefe. Alte Sagen kommen mir in den Sinn, die sich das Volk an langen Spinnabenden im Winter erzählt. Von geheimen Kräften, die in den Bergen lebendig seien, die erwachten, wenn die Nacht oder der Nebel das grosse Reich der Höhen abschliessen. Nichts ist tot — die Felsen leben und es geht ein grosses Wallen und Wandern durch die Berge. Unser Blick ist an den Maschinen des Alltags stumpf geworden, und der Rauch der Fabriken hat Schleier vor die Augen gelegt. Die Stillen aber, die Abseitigen, die wissen von den Geheimnissen der Berge. Man lacht über sie und spricht vom abergläubischen Bergvolk. Sie jedoch zucken die Achseln und reden mit Ehrfurcht von den Wundern der Höhen.

Neuntes Jahr. Es ist Abend. Ich will die Nacht auf meinem Berge zubringen, um ihm seine letzten Geheimnisse zu entlauschen. Es ist sieben Stunden nach der Mittagszeit. Noch liegt das Licht auf den Höhen, warm und weich wie ein seidener Teppich. Aber in das Tal hinein wachsen die langen Schatten, gleiten nieder gleich riesigen, lautlosen Flügeln. Die Abendglocke von Alpmatten klingt herauf, ganz zart und duftig wie ein frommes Lied über die unendliche Meeresfläche. Einmal habe ich das so gehört, an der Küste von Neu-Guinea. Ich schaukelte in meinem Boot auf der smaragdgrünen Meeresbrust und vom Ufer klang, ganz von fern, das wehmütig sehnsüchtige Lied eines eingeborenen Fischermädchens. So tönt die Glocke von Alpmatten in meine Höhe.

Ich habe meinen Kochtopf unter einen Schneefleck gestellt, um etwas Wasser zu gewinnen. Langsam und gleichmässig tik-

ken die Tropfen nieder — wie das Schlagen einer Uhr klingt das.

Die Sonne sinkt über die Juraberge.

Acht Uhr. Der Hirt von Staffalp treibt das Vieh in den Stall. Glocken läuten leise in meine Einsamkeit, hie und da dringt ein verwehter Ruf empor.

Meine Wasserruhr hat aufgehört zu tikken — die Wärme der Schneeschmelze ist vorbei. Ich vermisse dieses Geräusch fast, denn ich habe es liebgewonnen. Es war wie ein heimliches Leben neben mir.

Das Tal ist schon ganz dunkel — ich bin noch im Licht der Höhen, ich stehe in den Flammen des Alpenglühens.

Halb zehn Uhr. Nun ist es auch hier ganz dunkel. Ich kauere, vor dem Winde geschützt, unter einem Felsen und schreibe im blauehellen Licht des Spirituskochers, über dem meine Abendsuppe brodelt.

Halb elf Uhr. Der Mond ist gekommen. Zuerst war nur Dunkelheit um mich, im Westen noch ein matter Schein; dann kam aus dem Osten ein duftiges Flimmern, floss immer weicher und strahlender hervor, bis sich der Mond hinter den Berninabergen emporschob.

Es ist kalt geworden. Ich sitze hier in meine Decke gehüllt, die ich mitgeschleppte, und sehe in das Silberauge des Mondes.

Das Wunder der Bergnacht wird lebendig. Der Mond hängt wie eine riesige, leuchtende Spinne am Himmel, und feine Strahlen sind ihr Netz.

Ein Uhr. Large Schatten dunkeln über die Alpweiden, sie gehen und kommen, schreiten in würdevollem Zuge hin und fliegen schwerelos über Schluchten und Abgründe. Das Heer der Nacht wandelt durch die Berge.

Zwei Uhr. Die Zeit hat aufgehört zu schreiten. Mir war noch nie so wie in dieser Nacht, dass ich eins werde mit aller Erscheinung des Himmels und der Erde. Menschliches ist von mir gegliedert wie ein Mantel — mit ihm auch das Wort. Ich kann nicht mehr schreiben!

Halb vier Uhr. Und es begann der Tag. Eine gelbe Strasse im Osten — ein ruhiges Wachsen von Glut und Farbe. Jetzt brennen die Berge der Bernina, und schon liegt auch auf den höchsten Eisgipfeln dieser Höhen ein blassrose Leuchten, als dringe aus ihrem Innern urewige Erden-glut empor.

Vier Uhr. Ich stehe in einem Flammenmeer. Das Schneewinkelhorn brennt und die Funken dieser ungeheuren Morgenfackel sprühen in die Schründe und Kamine hinab — als ob Lava dort zur Tiefe fliesse.

Aus den Ställen der Staffalp drängt sich das Vieh. Ich steige zu meiner Hütte hinab, wo auch meine Tiere an der Krippe nach dem Futterbrüllen werden.

Zehntes Jahr. Diesmal ist es Winter — drei Tage vor Weihnachten. Ich wollte meinen Berg auch kennenlernen, wenn auf seinen Gesimsen der Schnee liegt, wenn jedes Leben hier oben aufgehört hat und nur die Lawinen wie sprungbereite Tiger an den Kanten der Abgründe lauern. So wartete ich mit meinem Jahrestage bis zu dieser Zeit, denn mehr als einmal im Jahre will ich nicht auf dem Schneewinkelhorn stehen. Es soll mir nicht

alltäglich werden, sondern die Stunden auf seiner Spitze müssen mein stilles Fest sein, dessen Vorfreude mich zwölf Monate lang erfüllt. Vor Jahren schrieb ich in dieses Büchlein, dass ich hier oben meinem Gott Rechenschaft geben wolle. Das war damals, als ich noch mit den wilden Stimmen in mir rang, als mich die Einöde noch hie und da aus hohlen, grauenhaften Augen anstarrte. Damals hatte ich zu rechten zwischen Gut und Böse. Heute hat mir diese ängstliche Skala, nach der die Menschen ihr ganzes Leben bestimmen und schliesslich beurteilen wollen, aufgehört. Bin ich gut? Was täte ich, um schliesslich gut zu sein? Und böse bin ich auch nicht. Gut und böse – das sind Unterschiede, die an die Vielheit gebunden sind, dort unten, wo sich Körper und Geister drängen und stossen. Ich bin ausser dem Gesetz.

Meine Augen lassen mühsam nach und heute, als ich mich durch den eisgepanzerten Kamin zur Höhe rang, fühlte ich, dass nicht mehr die alte Kraft in meinen Gliedern ist. Meine Hände zitterten, und ich musste mich öfter als sonst ausrastend an die Felswand lehnen. Heute fühlte ich zum erstenmal, dass ich schon ein alter Mann bin. Und war doch kein Leid in mir, denn ich bin über ja und nein.

Der eisige Winteratem faucht um den Gipfel und bohrt sich durch meine Kleidung. Es ist so kalt hier. Wenn ich mich jetzt in die Steinnische duckte und der schweren Müdigkeit nachgab, die in mir lastet, dann schlief ich wunschlos und ohne Leid zur letzten, grössten Erfüllung hinüber. Und dennoch stehe ich zeitweilig auf, recke und biege die Arme und stampfe mit den Füssen den Boden.

Elftes Jahr. Mühsam Aufgebautes fällt zusammen. Nicht krachend und zertrümmend, sondern vielmehr gleich einer Wolke, die aus unendlicher Höhe niedersinkt und sich über den Wellen eines Sees zu Duft auflöst, zu feinem Wasserstaub, der wieder in die Fluten des Sees strömt. Ich bin aus meiner Oede und meinem innerlichen Reichtum in das Tal niedergestiegen und wandelte wieder unter Menschen. Es war ein küsserer Grund dazu vorhanden: einer, mit dem die Schuld meines Lebens zusammenhängt, lag totkrank danieder, und ich half ihm. Ich ging wieder durch die Strassen des Dorfes, sass in einer Stube, durch deren Ruhe das Spinnrad sang, und fremde Schicksale wirbelten wie bunte Bilder auf mich ein. Warum tat ich das, ich, der ich in der grünen Ewigkeit der Natur schon zu versinken glaubte, der einfach werden wollte wie Baum, Blume und Tier? Warum? Gestern bin ich wieder zu meiner Hütte gekommen, und heute habe ich die grösste Einsamkeit meines Reiches, das Schneewinkelhorn, aufgesucht, um mir Rechenschaft zu geben. Rechenschaft, nachdem alle Verantwortung, alle Regung des menschlichen Ich in mir so lange tot war. Nein, nicht tot – schlief. Wie anders aber stieg ich hinauf seit dem Jahre, da ein Unsteter, Verzweifelter sich gleich einem wilden Tier in die Einsamkeit von Maria-Schnee verkroch!

Schneewinkelhorn, du Wunder der Höhen,

du Tempel der Einsamkeit! Gib deinem Propheten die letzte Kraft, das zu erfüllen, was seine Aufgabe ist. Und diese Aufgabe, das weiss ich nun, ist dort unten, wo Menschen auf mich Geheimnisreichen warten.

Zwölftes Jahr. Dieser letzte Weg auf mein Schneewinkelhorn ist eine Pflicht gewesen. Denn ich bin so sehr aus meiner Einsamkeit herausgetreten, dass ich denen, deren Geschick sich mit meinem ausklingenden Leben verbunden hat, sagen muss, wer ich bin. Sonderlich dir, Hans Lehner!

Ich habe nicht gedacht, dass meine Aufzeichnung jemals in die Hände von Menschen fallen würden. Für mich waren sie bestimmt, wenn ich nach Jahresfrist wieder auf meinen Berg stieg, wenn ich Gegenwärtiges mit Vergangenen verglich. Und jedesmal, bevor ich von diesem Platze Abschied nahm, barg ich das Heft unterhalb des Gipfels, so dass es niemand finden könnte. Sollte ich einmal nicht mehr wiederkommen, so würde es im Stein eingeschlossen vermodern. Heute lege ich das Heft euren Augen sichtbar in ein aufgeschichtetes Steilmäuerlein an den Gipfelrand. Denn ich weiss, ihr beide, deren starke Jugend mich zu meiner letzten Aufgabe führte, du, Hans Lehner, Mahner meiner früheren Tage, und du, Walter Iauener, Freund dieses letzten Jahres, ihr werdet nach mir den Weg auf das Schneewinkelhorn finden, und ihr sollt mich hier hören, den dann schon die Erde von Maria-Schnee in ihren starken Armen halten wird. Es ist mein letzter Weg; das Fieber zittert in mir, und ich weiss, dass ein Ende sein muss. Der Weg hierher, der mir durch Jahre so vertraut war, wurde mir diesmal fast unmöglich – aber ich musste ihm gehen. Und ich bin ihm gegangen. Den letzten Weg! Es ist kein Leid in mir, denn das Ende meiner Tage war schön. Nein, nicht nur das Ende – mein Sein war schön und reich von dem Tage an, da mir die Augen aufgetan wurden für die Wunder der Erde, von der Stunde an, da sich mein Fuss langsam aufwärts hob.

Ihr aber sollt hören, wer ich war.

Ich kam einst in das Dorf Alpmatten, als sich meine Flüsse auf dem Wege durch die Welt wundgelaufen hatten. Als ein Müder und Ruhesehnender, dem aber der Stachel eines furchtbaren Schicksals noch tief im Herzen sass.

Ich hatte mein Glück mit eigener Hand zerschlagen, ich hatte eine Schuld auf mich geladen, die ich durch mein Leben als harte Last trug.

Arzt war ich in einer grossen Stadt, und glücklich war ich. Weib und Kind waren mir gegeben, ein junges Weib, das mir nach einem Jahr einer sonnigen Ehe einen Knaben geschenkt hatte. Mein Leben ging in diesen beiden Geschöpfen auf, und ich dachte, es würde des inneren Friedens und Glückes kein Ende sein.

Da trat ich einmal – es war im dritten Jahre meiner Ehe – eine Berufsreise an. In der Stadt, die ich besuchte, lebte ein Jugendfreund, ein wilder, genussgrügender Mensch. Mit ihm verbrachte ich einen Abend, mit ihm verirrte ich mich in den Sumpf der Stadt. Wein und Augen-

blickslust hatten mich besinnungslos gemacht, aus einem roten Nebel heraus griffen nackte Arme nach mir – als ich erwachte, lag ich im Bett einer Dirne.

Es war ein böses Abenteuer, aber ich glaubte, über den Ekel, der mich nach dieser Nacht erfasst hatte, hinwegkommen zu können. Als ich wieder mein Heim betrat, war es mir, als käme ich aus dumpfer Kellerluft an den Frühlingstag. Ich wusste nicht, ich merkte noch nicht, dass ich den Keim der furchtbarsten Krankheit aus jenem Abenteuer mitgenommen. Wie ein schlimmer Traum versank alles vor mir, als ich das süsse, reine Bild meines jungen Weibes sah. Dann aber brach die Erkenntnis höllenrot über uns herein. Eines Tages trat sie vor mich hin, namenlose Trauer im Blick, und sagte mir unter Tränen, dass sie krank sei – krank durch mich!

Was nützte es, dass die Krankheit zu bannen gewesen wäre! Der Gedanke, dass der Pestkeim aus dem Leibe einer Dirne in ihren reinen Körper gedungen war, zerstörte in ihr alle Liebe, alles Vertrauen. Ich sah sie nicht mehr wieder, nicht mehr so, wie sie mein gewesen war. Der Fluss gab sie als bleiche, kalte Leiche heraus.

Ich war allein mit dem Kinde, dem ich die Mutter getötet hatte. Und meine heisse, leidenschaftliche Liebe konnte ihm die einzige nicht ersetzen, die über das kleine Geschöpf gewacht hatte. Mein Beruf hielt mich tagsüber fern, eine gutmütige, aber beschränkte Kinderfrau wartete des Knaben.

Und eines Tages, da ich heimkehrte, war das Kind zur Mutter gegangen, lag still und blutig vor mir. In einem unbewachten Augenblick war es aus dem Fenster gestürzt.

Nun war ich ganz allein. Allein mit meiner Schuld, mit den drohenden Gespenstern der Vergangenheit.

Die Ferne sollte den Fluch töten. Ich hatte Geld, denn mein Vater war ein reicher Kaufmann gewesen. Ich reiste! Ich sah das Kreuz des Südens in stillen Nächten auf dem phosphorflimmernden Weltmeer, ritt allein durch die Pampas und schlief im Busch von Südafrika. Ich drang mit etlichen Eskimobegleitern in die Eiswelt der Polarregionen ein – ich Tor, der ich dachte, dadurch die Erinnerung zum Schweigen zu bringen.

Einmal war ich nahe daran, meinem Leben ein Ende zu setzen. Da wurde das Bewusstsein, dass ich verdammt sei, allein und liebelos durch die Welt zu gehen, übergross in mir. Es sprang mich an wie ein wildes Tier, es erdrückte die bescheidenen Freuden meines Lebens, meine Liebe zur Natur und Kunst. Und seltsamerweise kam mir dieses Bewusstsein meiner Ausgestossenheit nicht in einer grossen Stadt, in lauter, drängender Gesellschaft, sondern in der Wildnis. Ich war auf meiner Wanderung in Amerika durch ein kleines Dorf der Schwarzfussindianer gekommen, friedlicher Nachkommen alter Heldensippen, die sich von Ackerbau und Mattenflechten nährten. Im Dorfe tollten die Kinder herum, schmutzige, rotbraune Geschöpfchen, die mich Fremden scheu und andachtsvoll betrach-

teten. Die Mütter standen etwas ferner, grinsten und dienerten, als ich wieder zum Dorfe hinausritt.

Die alle hatten ihr kleines, bescheidenes Glück; Wilde, die der stolze Amerikaner Tieren gleich achtet, Glieder einer sterbenden Menschenrasse. Aber die Männer, die abends vom Felde kamen, wussten, für wen sie den ganzen Tag geschafft hatten, sie konnten aus ihrer Pflicht in den Kreis einer kleinen, warmen Menschlichkeit treten.

Das Dorf mit seinen kegelspitzen Hüten versank hinter den Halmen der Prärie, es wurde Abend. Die endlose, weite Ebene lag still und ruhig, nur das hohe Gras sang mit tausend feinen Stimmen.

Aber der Friede des Abends über der Prärie war mir ein Horn. Ich schrie, ich brüllte die Blumen, die Gräser an, die mir wie verlogene Symbole einer scheinheilig gerechten Natur vorkamen.

Aber es kam keine Antwort. Nur ein leises Pfeifen – in Erdlöchern verschwanden einige Präriehunde. Sogar die fliehen mich, dachte ich in bitterer Verblendung. Ja, sie wären natürlich vor jedem Menschen geflohen, aber mir kam ihre Flucht wie eine Antwort.

Da spielte ich lange und gedankenvoll mit meinem Revolver. Die Nacht kam, aber ich atmete noch unter den duftschweren Blüten der Prärie. Und am nächsten Morgen lebte ich noch, lebte weiter.

Und wieder floh ich!

Diesmal nicht in die grosse, weite Welt, sondern in den Frieden eines anderen Berufes.

Ich wurde Priester.

Ich wollte keiner der Grossen im Reiche der Kirche werden, sondern ein Unbeachteter, der vor allem sein eigenes Ich läutern könne.

Die Studien bezwang ich rasch, trotzdem ich damals schon an die vierzig Jahre zählte. So trat ich in deine Welt, Hans Lehner, so wurde ich Pfarrer von Alpmatten.

Hier sah ich dich, deine starke, gesunde Jugend, ich sah, wie sich des einfachen Dorfhuben Geist nach dem Hohen und Schönen der Welt reckte. Oft, wenn du in meiner Stube über den Werken der Grossen gesessen bist und dir die Augen milde gelesen hast, bin ich stundenlang hinter dir im Dunkel der Tür gestanden, und mein Blick hat dich gekost und gestreichelt. So kam es, dass ich mit dir zu den Bergen zog nach dem uralten Worte: 'Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.'

Und es wurde stiller in mir, ich glaubte meine Schuld gestühnt. Ich sah Menschen um mich, die mich liebten, ja verehrten, ich hatte in der Grösse der Natur den Tempel gefunden, darin ich meinen Toten opfern konnte.

Einer aber war unter euch, der mich hasste: dein Vater, Hans Lehner. Er wollte nicht, dass ich deinen Geist über die Erge seines Lebens hinaushebe, eine wilde Eifersucht gegen mich verblendete ihn, und sein Hass folgte jedem meiner Schritte.

Eines Tages stiessen wir zusammen – und da geschah es, das Unglück mit deinem Vater, Hans Lehner – wider meinen

Willen, ohne meine Schuld. Des ist Gott mein Zeuge! Wir trafen in der Waldschlucht aufeinander, er verbot mir mit flammenden, leidenschaftlichen Worten den Verkehr mit dir. Ich war mir keiner Schuld gegen ihn bewusst, denn dir, Hans Lehner, wollte ich nur Gutes tun, du warst wie ein Bild meines dahingegangenen Kindes, das ich auch einmal gern so stark und wissensverlangend hatte sehen wollen. Was zwischen mir und deinem Vater war, war der Kampf um dich. Aber er war dein Vater, und ich habe wider alles Recht der Natur gesiegt. – Mit ruhigen Worten wies ich ihn zurück. Da schleuderte er mir eine brutale Drohung ins Gesicht: er wisse, was für einer ich sei – einer von denen, die den Buben nachstellen, und er werde es im Dorfe sagen, damit man mich mit Schimpf davonjage.

Der schmale, sichere Boden, den ich mir mühsam gewonnen hatte, wankte unter meinen Füssen, ich sah mich wieder hinausgestossen in die Rastlosigkeit des Wanderns, in den Sumpf der Städte. Besinnungslos vor Wut fiel ich ihn an – ich wollte ihn nicht töten, ich merkte nicht, dass der Schluchtrand so nahe hinter ihm war.

Wir waren ineinander verkrampft, stiessen und schoben uns hin und her – da tastete sein Fuss ins Leere.

Ich konnte mich an einem Baumast halten. Hans Lehner! So starb dein Vater! –

Einige Zeit blieb ich noch im Dorf – es war die entsetzlichste Zeit meines Lebens. Ich klammerte mich an diese Scholle, ich wollte nicht fort. Ich sagte mir, dass ich an dem Unglück nicht schuld sei, dass es ein unseliger Zufall war. Und doch – eines Abends ging ich. Hoch über dem Dorfe rastete ich noch einmal und sah auf den stillen Fleck Erde nieder, der mir nach langer Unrast fast Heimat geworden wäre. Ich harter Mann weinte, als Alpmatten hinter den Wäldern verschwand und dachte es nie wiederzusehen.

Als ich auf den Hohseelipass kam, war es Nacht. In der Dunkelheit ging ich jenseits talab und kam auf den Gletscher. Es war Föhnwetter und der Schnee morsch. Eine Firnbrücke brach, und ich glitt aus der flimmernden Sternnacht in die ewige Dunkelheit der Eistiefe hinab.

Vier Tage lang irrte ich am Grunde der Spalte hin und zurück – ein qualvolles, langsames Sterben. Ich nahm es als Sühne und grollte nicht dem Schicksal.

Am fünften Tage fand ich im Inneren des Gletschers einen Eisgang, der mich zum Bett des Gletscherbachs leitete. Im Eiswasser watend, kam ich an das wunderbare Licht des Tages und merkte nun, dass ich noch leben dürfe, müsse! Warum wusste ich nicht.

Als ich aber ins Tal kam, sah ich, dass die vier Nächte im Eis mein Haar gebleicht hatten, dass ich in dem Eisgrabe und im Gletscherbach meine starke, wohl lautende Stimme eingeblüsst hatte. Ich war ein alter Mann mit einer unangenehm krächzenden Sprache geworden.

Ich behob mein ganzes Vermögen von der Bank und irrte wieder jahrelang durch die Welt. So ging ich leer und müde

durch bedeutungslose Jahre, bis mich meine Sehnsucht wieder nach Alpmatten zurücktrieb.

Hier fand ich die Einsamkeit von Maria-Schnee. In sie wollte ich mich einschliessen, wollte mich aussperren von der Gemeinsamkeit der Menschen. Ich war ein milder, zerschlagener Mann, als ich in die Berge kam. Ich haderte mit der Natur, weil sie mich anders gemacht hatte als die vielen, die auf meinem Lebenspfade um mich waren. Hier aber fand ich mich selbst wieder, ich fand den wertvollen Teil meines Ich, der in der schadhafte, morschen Schale geblieben war. Ich lernte sie wieder lieben, der ich geflucht hatte, die Natur. Sie, die jede Schuld durch die Macht ihrer stillen, einsamen Majestät in die Heimat eines ruhigen, abgeklärten Daseins führen kann.

Ich habe dir meine Schuld gesagt, Hans Lehner. Es war nicht mein Wille, der deinen Vater in den Abgrund stiess, aber es war meine Hand, die ein grausames Geschick lenkte.

Du kannst nun über den richten, der jetzt an der Felswand von Maria-Schnee den letzten Schlaf hält.

Eugen Allow."

Lehner hatte das Heft zu Ende gelesen und sass nun eine Weile schweigend da, den Kopf in die Hand gestützt. Dann stand er auf und trat auf einen Vorsprung des Gipfels. Lange und unbeweglich hob sich von dort seine breite Gestalt vom Himmel ab. Lauener trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. "Willst du hart sein, Hans? Er hat schwer und bitter geblüsst."

Lehner wandte den Kopf und sah den Freund ernst an. Dann sagte er plötzlich: "Es wird spät – gehen wir!"

Wortlos traten sie den Abstieg an und ohne eine Silbe gewechselt zu haben, erreichten sie die Bergwiese des Aufstieges.

Es blühten dort einige Spätastern, dunkelviolette Sterne mit gelben Blütenkörben. Die brach Lehner und trug bald ihrer einen Strauss in der Hand.

Als sie an der Hütte von Maria-Schnee vorbeikamen, schritt Lehner wortlos zu dem Grabe des Hirten, das etwas südlich unter der Felswand gelegen war.

Die Blumen legte er behutsam auf den braunscholligen Erdhügel und stand lange sinnend davor.

Bis sich ihm einige Worte von den Lippen lösten, halblaut und gleichsam für keines anderen Ohr bestimmt. Aber Lauener, der einige Schritte seitlich der Grabstätte stand, verstand sie doch:

"Mein Weib wird bald einem Kinde das Leben schenken. Und um seinetwillen verzeihe ich, wie auch meinem Kinde vergeben werden soll, wenn es einmal fehlt! Schlafe ruhig, Pfarrer Allow!"

Er wandte sich und stieg, dem Freunde voraus, mit starken, sicheren Schritten dem dämmersternen Tal zu, aus dem die ersten aufflammenden Lichter von Alpmatten zu den abendlich verglühenden Bergen emporstrahlten.

E N D E